

den Goldgläsern und auf den Bildnisschilden der Sarkophage. Die Frau scheint die Palla zu tragen. Gesicht und Frisur erinnern an Kaiserinnen des späteren dritten und beginnenden vierten Jahrhunderts. Das Hackmuster des Kopfhaares soll wohl gebrannte Wellen bedeuten. Das Nackenhaar ist in eine dicke Matte geflochten und von hinten auf den Schädel heraufgelegt, wo es wohl mit solchen Nadeln festgesteckt war, wie sie hier erhalten sind. Die Frisur erscheint, so viel mir bekannt ist, zuerst bei den Damen der Gordiane, zuletzt bei Galeria Valeria, der Tochter des Diocletianus, Gattin des Galerius, deren Münzen 308—311 liegen. Helena, deren Prägungen 324 beginnen, frisirt sich im einzelnen schon etwas anders. Auch für das Gesicht scheint der Typus der Galeria Valeria vorbildlich gewesen zu sein<sup>1)</sup>.

Der Gatte trägt die Chlamys, also das Kostüm des kaiserlichen Dienstes, und hält in der Hand einen Palmenzweig. Ob er Soldat ist, ist an sich nicht zu sagen, weil die gesamte Beamtenschaft der Spätzeit militärisch organisiert und eingekleidet war. Die Palme erscheint aber sonst niemals unter den *dona militaria*, was vielleicht eher für eine Zivilstellung spricht. Eigentlich erhalten sie Gladiatoren, Schauspieler u. a.<sup>2)</sup>. Der massive Bauernkopf des Mannes erinnert an Constantius Chlorus; aber er ist unrömisch frisirt. Das halblange Haar erscheint nach allen Seiten schlicht und sorglos herabgekämmt, an den Grenzen abgeschnitten, im Nacken ziemlich lang, die Schläfenwinkel kommen zum Ausdruck. Bei den eigentlich modischen Frisuren der Zeit ist die Masse des Haares sorgfältiger gegliedert, die Stirngrenze meist bogenförmig. Es scheint eine germanische Haartracht dargestellt zu sein; sie kommt ähnlich bei in römischem Dienst stehenden germanischen Soldaten vor, z. B. auf dem Diptychon mit den Wundern des Paulus im Bargello<sup>3)</sup>, auf der Maximianskathedra usw. Diese Germanen tragen allerdings noch ihr nationales Kostüm, der Beamte oder Offizier des Medaillons bereits die römische Chlamys; er ist also bereits stärker romanisiert. Seine Stellung kann, nach hauptstädtischen Begriffen, nicht sehr bedeutend gewesen sein, sonst wäre er wohl zu einem römischen Haarkünstler gegangen und hätte seiner Lebensgefährtin ihren Brautschmuck bei einem Juwelier bestellt und nicht bei einem Kölner Gagatschnitzer. — Solche Paare wird man um 300 n. Chr. an der Militärgrenze oft gesehen haben; sehr viel höher möchte ich mit der Datierung des Gagatmedaillons nicht hinaufgehen.

Bonn.

Richard Delbrueck.

### Ein Pantheus-Ring aus Osterburken.

In der Nähe seines Hauses Römerstraße 38 fand der Landwirt Ludwig Walzenbach in Osterburken neben einem wenig abgenützten Großerz des M. Aurel (Cohen<sup>2</sup> 815), vom Jahre 167, und einem ebenfalls nur wenig abgegriffenen Großerz des Commodus aus den Jahren 186—189 n. Chr. (etwa Cohen<sup>2</sup> 648) einen achteckigen Ring aus Weißmetall mit der Inschrift PANTHEO  $\zeta$ (*acrum*), der untenstehend im Maßstab 1:1 abgebildet ist, links in Abwicklung auf Gips (Abb. 1).

Der Ring paßt mit 1,9 cm innerem Durchmesser an den Ringfinger einer Männerhand und hat eine Form, die nach F. Henkel, Die römischen Fingerlinge der Rheinlande und der benachbarten Gebiete, Berlin 1913, 219 f. bei

<sup>1)</sup> Bernoulli, Römische Ikonographie 2, 3 Münztaf. 4 ff. — Maurice, Numismatique Constantiniene 1, 80 ff.

<sup>2)</sup> R. Delbrueck, Consulardiptychen 70 ff.

<sup>3)</sup> R. Delbrueck, Consulardiptychen N. 69, vgl. S. 42 f.

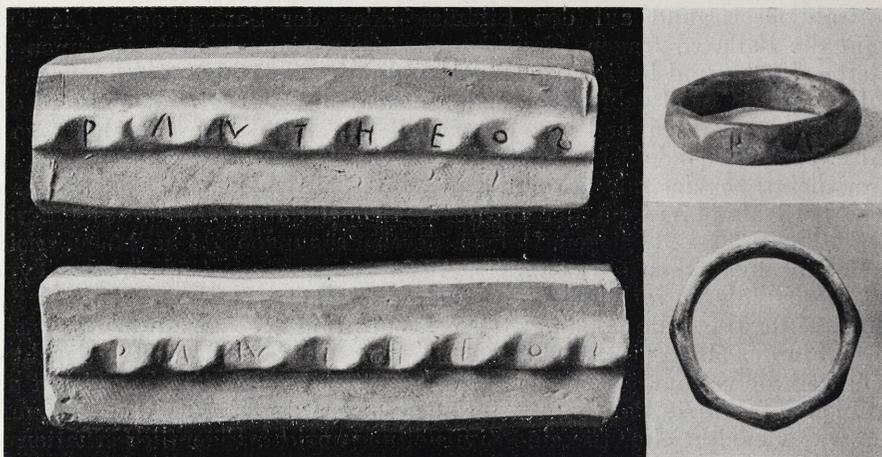


Abb. 1. Pantheus-Ring aus Osterburken. M. 1:1.

Inscrifringen ohne Platte besonders beliebt ist. Die Anzahl der Außenseiten beträgt hier wie in der Regel acht. Um die Eintönigkeit der für die Buchstaben vorgesehenen Polygone zu unterbrechen, hat der Verfertiger des Ringes durch Hämmern oder Feilen auf der Außenseite je zwei nach außen geneigte Dreiecke entstehen lassen, deren Basis am äußeren Rand liegt. Sie schließen ein Polygon ein, das einer Raute ähnelt. Auf jedem der Polygone steht hier wie gewöhnlich ein Buchstabe in einer Form, die sich in der Mitte hält zwischen monumentaler Schriftform und Kursive.

Unter den bei Henkel S. 312 ff. verzeichneten Ringen mit sakralen Inschriften findet sich noch kein Ring mit Weihung an Pantheus, auch in den Indices unserer Inschriftwerke ist kein Ring erwähnt, der dem Pantheus geweiht ist. Bisher liegen bei Henkel vor Ringe mit Weihungen an Jupiter<sup>1</sup> (5), Juno (3), Minerva (7), Mars (5), Victoria (2), Nike (1), Priap (1), Venus (2), Hercules (4), Mercur (5), Apollo (1), Isis (1), deae Matres (4), Viales (1), Mens (1), Genius (1).

Dagegen erscheint Pantheus auf anderen Inschriften häufiger<sup>2</sup>. Pantheus ist uns nicht nur als Beinamen von Göttern bekannt (Juppiter, Liber, Priapus, Serapis, Silvanus, Fortuna führen Pantheus als Beinamen), sondern Pantheus kommt auch ohne anderen Götternamen auf Inschriften vor. Wiederholt erhält Pantheus den Beinamen Augustus. Gläubige weihen ihm Bilder (signa), in Pisidien Tempel und Altar. Die zu diesem Namen führenden religiösen Vorstellungen finden ihren Ausdruck auch darin, daß die Attribute verschiedener Götter in dem Bilde einer Gottheit vereinigt werden, besonders häufig bei Fortuna und Harpokrates. Über die auch im Rheinlande vorkommenden Verbindungen von Götterattributen, „Symplegmata panthea“, hat zuletzt S. Wenz in dieser Zeitschrift 10, 1926, 130 ff. ausführlich gehandelt und Literaturnachweise gegeben.

Schon auf Münzen des M. Antonius vom J. 43 v. Chr. erscheint ein signum pantheum. Die Pantheus-Inschriften CIL V 5099 und XI 360 sind in das erste oder zweite Jahrhundert n. Chr. zu setzen, CIL VI 100 ist in das Jahr 157 datiert. Daß auch unsere Inschrift nicht früher anzusetzen ist, dafür sprechen

<sup>1</sup>) Die Zahlen in Klammern geben die Anzahl der Inschriftlinge an.

<sup>2</sup>) R. Peter in Roschers Lexikon der griechischen und römischen Mythologie 3, 1, 1555 ff. s. v. Pantheus.

verschiedene Gründe. Erstens ist sie in Osterburken gefunden worden, das um die Mitte des 2. Jahrhunderts besetzt wurde, zweitens ist der Ring aus dem sonst für Ringe nicht sehr gebräuchlichen Weißmetall<sup>3)</sup>, das erst seit der Mitte des 2. Jahrhunderts sehr beliebt ist, drittens sind in der Nähe des Ringes wenig abgenützte Münzen vom Jahre 167 und 186—189 gefunden worden<sup>4)</sup>. Der Ring gehört also wahrscheinlich in die Zeit der Severi, die in den Limeskastellen besonders viele Beispiele des religiösen Synkretismus der ausgehenden Antike geliefert hat.

Die Erwerbung des Stückes wird dem zuständigen Denkmalpfleger Herrn W. Palm in Mosbach verdankt. Die Direktion des Landesmuseums in Karlsruhe hat die Veröffentlichung des Ringes an dieser Stelle freundlichst gestattet.

Frankfurt a. M.

Kurt Stade.

### Bemerkungen zu den sogenannten Reibschalen.

Bei den keltisch-römischen Ausgrabungen auf der Engehalbinsel in Bern fanden sich im dortigen römischen Straßenvicinus im Jahre 1926 auch sogenannte Reibschalen aus Terra sigillata oder einer sehr gelungenen Nachbildung dieser vor. Schon damals äußerte ich im Jahrbuch des Historischen



Abb. 1. Reibschale aus Bern. M. 1:4.

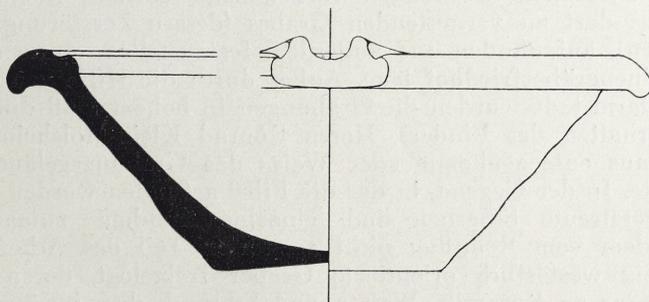


Abb. 2. Profil der Reibschale aus Bern. M. 1:4.

<sup>3)</sup> Henkel a. a. O. 129 und 171 gibt nur 7 Ringe aus Weißmetall, doch mögen manche der ihm als „Silberringe“ beschriebenen Funde aus Weißmetall sein.

<sup>4)</sup> Badische Fundberichte 2 H. 7, 1951, 247a).